

(Nachdruck verboten.)

18] Pelle der Eroberer.

Roman von Martin Andersen Nexö.

Autorisierte Uebersetzung von Mathilde Mann.

Vorläufig mußte er sich schiden und fügen, sich bei den Großen einschmeicheln, wo er entdeckte, daß ein Riß in dem Verhältnis war, und dienstfertig sein. Er mußte das Gütten häufiger übernehmen als die andern und wurde bei den Mahlzeiten überverteilt. Er nahm das als etwas Unvermeidliches hin und setzte seine ganze kleine Person ein, um das möglichst Beste aus den Verhältnissen zu machen. Aber er gelobte sich, wie gesagt, eine ungeheure Genugtuung, wenn er erst groß war.

Ein paarmal wurde es ihm zu heiß und er gab die Gemeinschaft auf und hielt sich für sich. Aber er kehrte schnell wieder zu den andern zurück. Sein kleiner Körper war zum Plagen voll von Mut und Leben und gestattete ihm nicht, sich zu drücken; er mußte seine Chancen hinnehmen — sich durchfressen.

Eines Tages kamen zwei neue Jungen hinzu, die das Vieh von ein paar Gehöften auf der anderen Seite des Steinbruchs hüteten; sie waren Zwillinge und hießen Alfred und Albinus. Es waren zwei lange dünne Burschen, die so aussahen, als hätten sie als kleine Kinder gehungert; sie waren bläulich von Hautfarbe und konnten schlecht die Kälte vertragen. Flink zu Fuß und geschmeidig waren sie, sie konnten das schnellste Kalb einholen, konnten auf den Händen gehen und Tabak rauchen und Luftsprünge machen, ohne die Hände zu Hilfe zu nehmen. Zum Brüggeln eigneten sie sich nicht recht; es fehlte ihnen an Mut, draufloszugehen, und ihre körperliche Geschicklichkeit ließ sie im Stich, wenn Gefahr im Anzug war.

Die beiden Brüder hatten etwas Komisches an sich. „Da kommen die Zwillinge, die Zwölflinge!“ rief ihnen die ganze Schar an dem ersten Morgen, als sie sich bliden ließen, entgegen. „Na wieviel Mal habt Ihr denn seit vorigen Herbst zu Haus Kinder gekriegt?“ — Sie waren zwölf Geschwister und darunter zweimal Zwillinge, das war allein eine unerhörliche Quelle des Spottes — außerdem waren sie Halbbrüder. Sie mußten den Schaden mit Pelle teilen.

Aber es machte nichts Eindruck auf sie, sie greinten über alles und gaben sich nur noch mehr preis. Pelle konnte aus allem heraushören, daß für das Kirchspiel über ihrem Heim ein lächerlicher Schein lag; aber das machte ihnen nichts aus. Namentlich an die Fruchtbarkeit der Eltern hängte sich der Spott, und die beiden Jungen lieferten mit frohen Mienen die Eltern aus und fingen an, von den geheimsten Verhältnissen zu Hause zu erzählen. Eines Tages, als die Schar besonders unermüdet war, Zwölflinge zu rufen, erzählten sie greinend, die Mutter erwarte das Dreizehnte. Sie waren unvertwundbar.

Jedesmal, wenn sie ihre Eltern auslieferten, gab es Pelle einen Stich, er hatte in diesem Punkte seine heiligsten Gefühle. In allem, worüber er sich den Kopf zerbrach, waren sie ihm unverständlich; er mußte eines Abends damit zum Vater.

„So, also sie machen ihre eigenen Eltern zum Gespött und Gelächter?“ sagte Vasse; „da wird es ihnen hier auf Erden niemals gut gehen; denn man soll seinen Vater und seine Mutter ehren. Brave Eltern, die sie mit Schmerzen in die Welt gesetzt haben und hart arbeiten müssen, vielleicht selbst hungern und Not leiden, um ihnen Nahrung und Kleider zu schaffen — ach, wie sündhaft ist das! — Und sie heißen Karlsson mit Nachnamen, so wie wir, sagst Du? — Und wohnen in der Heide hinter dem Steinbruch? Aber dann müssen es ja Bruder Kalle's Söhne sein! Ja, bei meiner Seelen Seligkeit, ich glaub', daß es so ist! Frag' Du sie doch morgen mal, ob ihr Vater nicht 'n Riß in dem rechten Ohr hat. Ich habe es ihm ja selbst mit 'n Stück von einem Hufeisen gehauen, als wir noch kleine Jungas waren — einen Tag war ich wütend auf ihn, weil er mich vor den anderen lächerlich machte. Er war ganz akkurat so wie die beiden;

aber er dacht sich nichts nich' dabei, da war nichts Böses in ihn.“

Der Vater der Knaben hatte wirklich einen Riß in dem rechten Ohr. Pelle und sie waren also Geschwisterkinder, und das war zum Lachen und zum Weinen, so wie sie und die Eltern zum Gespött waren. Das ging ja gewissermaßen auch über Vater Vasse her, und der Gedanke war beinahe nicht zum aushalten.

Die anderen Jungen entdeckten gar bald seine Verletzbarkeit und machten sie sich zu Nutzen; und Pelle mußte ablenken und sich in allerlei finden, um den Vater außerhalb der Sache zu halten. Trotzdem gelang ihm das nicht immer. Wenn sie in der Stimmung waren, sagten sie ganz ins Blaue hinein alles mögliche über ihre gegenseitigen Familien; es sollte nicht für mehr genommen werden, als es war, aber Pelle verstand in diesem Punkte keinen Scherz. Eines Tages sagte einer der größten Jungen zu Pelle: „Dein Vater hat ja seiner eigenen Mutter ein Kind angedreht.“ Pelle verstand das Wortspiel in dieser Robeit nicht, aber er hörte das Gelächter der anderen und wurde blind vor Wut. Er ging auf den großen Kameraden los und stieß ihn dermaßen in den Unterleib, daß er mehrere Tage zu Hause liegen mußte.

Während der folgenden Tage war Pelle ganz heiß um die Ohren. Er wagte nicht, dem Vater zu erzählen, was geschehen war, da er dann gezwungen sein würde, auch die abscheuliche Beschuldigung des Jungen zu wiederholen; und so ging er denn umher und ängstigte sich vor den verhängnisvollen Folgen. Die anderen Jungen hatten sich von ihm zurückgezogen, um keine Schuld zu haben, wenn etwas dabei herausbrüt; der Junge war ein Bauernsohn, der einzige in der Schar — und sie vernuteten die Obrigkeit hinter der Geschichte, vielleicht Nutenschläge auf dem Rathaus. So ging denn Pelle mit seinen Reühen für sich und hatte Zeit genug, sich mit dem Ergebnis zu beschäftigen; er nahm in seiner lebhaften Einbildungskraft mit seinen Folgen einen immer größeren Umfang an und war schließlich nahe daran, ihn vor Frauen zu zerprengen. Bei jedem Wagen, den er auf der Wandstraße einherfahren sah, kroch es inwendig in ihm; und bog er nach Steengaarden ein, so konnte er deutlich die Polizei unterscheiden, die drei Mann hoch und mit sicheren Handeisen kam — genau so wie damals, als Erik Erikson abgeholt wurde, weil er seine Frau mißhandelt hatte. Am Abend wagte er kaum nach Hause zu treiben.

Und dann eines Vormittags kam der Junge mit seinen Reühen dahergetrieben, und ein erwachsener Mann begleitete ihn, nach den Kleidern und dem ganzen nahm Pelle an, daß es der Bauer war — es mußte der Vater des Jungen sein. Eine Weile standen sie da drüben und redeten mit den Hirtenjungen, dann kamen sie mit der ganzen Schar hinter sich drein herüber, der Vater hielt seinen Sohn an der Hand.

Pelle brach in Schweiß aus; er fühlte sich stark versucht, dabonzulaufen, zwang sich aber, stehen zu bleiben. Vater und Sohn bewegten gleichzeitig die Hand und Pelle hob beide Ellenbogen in die Höhe, um zwei Ohrfeigen abzuwehren.

Aber sie streckten nur die Hände aus. „Verzeih mir,“ sagte der Junge und ergriff Pelles Hand; „Verzeih ihm!“ wiederholte der Vater und umschloß seine andere Hand mit der seinen. Und Pelle stand verwirrt da und sah bald den einen, bald den anderen an. Im ersten Augenblick glaubte er, der Mann hier sei derselbe wie der, der von Gott gesandt war; aber es waren doch nur die Augen — diese sonderbaren Augen. Dann brach er plötzlich in Tränen aus und vergaß alles, indem er die schreckliche Spannung ausweinte; und die beiden sagten ein paar gute Worte und gingen ruhig ihres Wege, um ihn allein zu lassen.

Seitdem wurden er und Peter Sture gute Freunde; und als Pelle ihn näher kennen lernte, entdeckte er, daß der Junge zu Zeiten etwas von demselben Ausdruck in den Augen haben konnte wie der Vater, der Junge Fischer und der Mann, der von Gott gesandt war. Der sonderbare Verlauf der Begebenheit beschäftigte ihn lange. Eines Tages geschah es, daß seine Erfahrungen derartig Seite an Seite lagen, daß er den Zusammenhang zwischen diesem rätselhaften Augen Ausdruck und den sonderbaren Handlungen entdeckte; alle

die dreie, die ihn mit diesen Augen angesehen hatten, hatten überraschend gehandelt. Und eines Tages wurde es ihm klar, daß diese Leute die Heiligen*) waren; die Jungen hatten sich an dem Tage mit Peter Kure gezannt und gebraucht es als Schimpfwort gegen seine Eltern.

Eins aber blieb stehen und ragte über alles hinaus — der Sieg selbst. Er hatte mit einem Jungen angebunden, der größer und stärker war als er selbst und war mit ihm fertig geworden — weil er zum ersten Male in seinem Leben rücksichtslos zuschlug. Wollte man schlagen, so wollte man da treffen, wo es am wehesten tat. Wenn man das nur tat und im übrigen das Recht auf seiner Seite hatte, so konnte man sehr gut selbst mit einem Bauernsohn anbinden. Das waren zwei beruhigende Entdeckungen, an denen bis auf weiteres nichts zu rütteln vermochte.

Und dann hatte er den Vater verteidigt; das war etwas ganz Neues und Bedeutungsvolles in seinem Leben. Er forderte fortan mehr Platz.

Um Michaelis wurden die Rühle hereingetrieben, und die letzten Tagelöhner gingen fort. Im Laufe des Sommers waren allerlei Veränderungen unter dem festen Gefinde auf dem Hofe vor sich gegangen, aber jeht zum Umzugstag veränderte sich niemand; auf Steengaarden wechselte man in der Regel nicht zu den bestimmten Terminen.

Nun half Pella dem Vater wieder bei der Stallfütterung. Eigentlich hatte er mit dem Schulunterricht beginnen sollen, und die Schulbehörden ließen dem Gutsbesitzer eine sanfte Mahnung zukommen. Aber es war gute Verwendung für den Jungen auf dem Hofe, da ein Mann die Pflege der Rühle nicht allein bewältigen konnte, und so wurde denn die Frage totgeschwiegen. Pella war froh, daß es hinausgeschoben wurde; er hatte im Laufe des Sommers viel über die Schule nachgedacht und sie mit so viel Fremdartigem und großem ausge schmückt, daß ihm jeht ganz bange davor war.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

An den Schlaf.

Von Werner Peter Larsen.

„Wir brauchen etwas Besonderes“, sagte Redakteur K. „Hören Sie zu: etwas Aktuelles, ich möchte sagen, etwas nie Dagewesenes, Unerhörtes... Sie verstehen mich. Etwas, das allen gemeinsam ist und doch wiederum — wie soll ich mich ausdrücken? — nun, etwas Gewaltiges, Elementares, das packt und erhebt und mitreißt —“

„Beschütze mich Gott“, sagte ich. „Etwas Besonderes, das allen gemeinsam ist — etwas Aktuelles, das erhebt — —. Soll das ein Auftrag sein?“

„Gewiß.“

„Ich danke.“

„Wie, Sie wollen nicht?“

„Nein.“

Redakteur K. war aufgesprungen und sah mich an.

„Ist das Ihr Ernst?“

„Ja, natürlich.“

„Aber Sie müssen! Hören Sie: Sie müssen! Fordern Sie, was Sie wollen — jedes Honorar! Ich zahle alles! Geld spielt keine Rolle, verstehen Sie? Nun, Mann, so fordern Sie doch!“

Ich schwieg und dachte nach.

„Etwas Gewaltiges — Elementares — Aktuelles —“

„Sehen Sie“, sagte Redakteur K., „die Sache ist die: wir erhöhen den Bezugspreis. Mehr brauche ich nicht zu sagen. Serviert man den Leuten jeht etwas — etwas, was wirklich einschlägt — dann lassen sie sich's gefallen. Andernfalls —“

Ich verstand.

„Alle diese Leute“, sagte Redakteur K., „Erzellenzen, hohe Beamte, Minister, Räte, was weiß ich, sehen Sie, auf die kommt's an. Die müssen etwas haben, so was fürs Herz — für ihr Herz — ja... Die muß man sich halten. Na —?“

„Wieviel Zeit geben Sie mir?“

„So wenig, wie möglich.“

„Gut“, sagte ich. „Also bis morgen.“ Ich grüßte und ging. —

Auf dem Wege fiel mir alles in den Schoß — unverhofft und mühelos — etwas fürs Herz, für Minister und Räte, für alte Erzellenzen —; so ging ich und spann; als ich heimkam, war ich fertig.

„Etwas fürs Herz“, sagte ich. Ich mußte lächeln.

Ich nahm den Notizblock vom Tisch, rückte den Sessel zum Fenster und schrieb:

An den Schlaf.

Hundertjähriger, urgewaltiger, urdeutscher Schlaf! Sei mir gegrüßt und gepriesen, willkommen immerdar! Wie gütig schlürfst du daher auf Sohlen der Nacht, wie sanft erquidst du Leib und Seele bei Tage. . . .

Schau, gar lieblich schlummert das Land im schwarz-blauen Dunkel; Wohlstand und Eintracht reichten sich lächelnd die Hand. Glückliches Volk! Glückliches Land! Alles schlummert. . . . Es schlummern die Schäflein im Stalle; die Hirten nur sitzen zu Rat, wie man am besten sie schere. . . . Es schlummert das Schwert in der Scheide, die schwielige Faust; hier — der Lorbeer von Kupfer raunt von Kämpfen und Sieg. . . .

— Bonni auch bist du, Schlaf, verkleidet als Fliege, ziehst du am Sommertag Kreise durch die Kanzleien — Surre, Summ. Summ. . . . Surre, Summ, Summ, Summ. . . . — Altenberge, erschrockliche Meere von Tinte. . . . — Wirklichkeit oder Traum? sag es mir, Redlicher, du!

Oder wie thronst du so stolz rings in den Akademien, Spinweb, Follanten und Staub lassen kein Lüftchen herein; du nur herrschest ob Plage und Jopf und Perücken: — horch! der preußische Kar gadert dir beifällig zu.

Lieblich schlummert das Land. Wohlätiges Dunkel hüllt den Lorbeer von Kupfer, Schafe und Schäflein ein. Plötzlich aber — — da grollt und donnert und loht es — —

Hier brach ich ab. Nein, der Sag packte nicht dahin; das war ja kein Schlaf mehr, das war ja schon Erwachen. Ich strich ihn also und gab mich zufrieden.

— hüllt den Lorbeer von Kupfer, Schafe und Schäflein ein. Sehr fein. Schlaf. —

So etwa schrieb ich, strich ein wenig daran herum und gab es Redakteur K. —

Ich will nicht prahlen, aber der „Schlaf“ hatte einen Bombenerfolg. Die Abonnenten strömten in Scharen herbei, die Dankbriefe häuften sich, zu Bergen. . . . feine verbindliche Briefe auf handgeschöpftem Vütten, von Ministern, von Räten, von alten Professoren: Dank, Dank, tausend Dank!

„Sehen Sie!“ sagte Redakteur K. Er strahlte. Ich schrieb dann noch je einen Hymnus an die Gahgier und die Vormiertheit, denn der Verlag legte Wert darauf, auch agrarische Kreise heranzuziehen; — nun, ich will nicht zu viel sagen, aber das eine muß ich doch sagen: es war ein Triumph. „Seht, der Kerl kam was!“ schrieb die „Kreuz-Zeitung“; die „Deutsche Tageszeitung“ aber geriet völlig aus dem Häuschen und schlug einen Heidenlärm: „Warum wird dieser Mann nicht Landrat?“ Redakteur K. umarmte mich.

„Gerettet!“ sagte er und drückte mir einen Scheck in die Hand, — ja, das muß ich ihm nun lassen, es war ein fürstliches Honorar.

„Am besten aber war doch der Schlaf“, sagte er. „Donnerwetter, wie sich das liest — hundertjähriger, urgewaltiger — hahaha!“

„Fehlt nur das Erwachen“, sagte ich. „Das müßten wir noch bringen.“

Und Redakteur K. denkt nach.

„Das Erwachen. . . .“

Plötzlich aber verzieht sich sein Gesicht zur Grimasse, er lächelt bissig und sagt:

„Das Erwachen. . . . ja, mein Lieber. Auch das kommt. Aber — hehehe — nach den Reichstagswahlen. . . .“

Proletarier-Lyrik.

II.

Auffallende Merkmale der sozialistischen Proletarier-Lyrik von heute sind Bodenständigkeit des Ausdrucks im Arbeitsmilieu, handfester Kampferfolg ohne Furcht vor irgendwas und irgendwem und wachsende Lebensbegehrlichkeit. Diese Eigenschaften hat das Buch „Durch Disteln und Dornen“ von Karl Zielle (G. Värer u. Co., Harburg). Vereinzelte Klänge aus der Arbeit auf den großen Werken der Wertindustrie an der Unterelbe hallen herein, Nachklänge; heute ist Zielle als Redakteur am „Harburger Volksblatt“ tätig. Er ist eine kerngesunde Natur, kräftig und wach in jeder Stimmung, einer von denen, die, auch wenn sie einmal träumen, nicht vergessen, die Hand am Axtgriff zu lassen. Nichts Gedrücktes, nichts Düsteres ist in seinen Gedichten. Wo vom gedrückten Proletariatium die Rede ist, steht er aufgeredt mitten darin. Solch ein Buch erfrischt. Daß die Satire darin nicht fehlt, ist fast selbstverständlich. Vom Titelblatt an wartet man auf ihre Stacheln, und sie stechen und kragen und reißen auch überall im Buch. „Grätiges“ heißt eine Gruppe. Es ist Satire im besten Sinne; vieles bleibt lebendig, auch wenn der besondere Anlaß längst im Gedränge der Tagesereignisse in Vergessenheit sank. Zielle bringt also von der vergänglichsten Schale zum leimfähigen Kerne vor, und ihn führt die Ueberlegenheit des urwüchsigen Einfalls. „Die Wahrheit ist kein Quischbonbon“, — schlagworthafte Prägungen dieser Art sind bezeichnend für Zielle's Satire, und sie sind niemals äußerlich aufgehefte Attrappe, sondern ein natürlich gewachsenes Glied im

*) Mitglieder der inneren Mission.

Organismus ihres Gedichts. So kam Blut in ihren Adern sein. Eifrige Verssatiriker sind von jeher in unseren Reihen tätig gewesen. In Tageszeitungen der sechziger Jahre ist ihrer Arbeit oft ein breiter Raum unter dem Strich gegönnt. Mancher alter Genosse denkt noch heute mit lachendem Vergnügen an den „roten Bierrot“ von damals zurück. An die Namen Regel, Koslosky, Audorf, Lepp knüpft sich der Aufschwung der proletarischen politischen Satire jener Zeit, und diese Genossen blieben durch die sozialistengesellschaftliche Ära hin bis in die neunziger Jahre am Werke. Junges Blut und einen neuen Kurs brachten unserer politischen Satire eben jene neunziger Jahre. Im „Süddeutschen Postillon“ klang der neue Ton zuerst kräftig an. Manches, was in den anderthalb Jahrzehnten seit der Entfaltung der bürgerlichen politischen Satire in Deutschland neutönerisch kennzeichnet, klang parallel auch in der proletarischen an, und immer Kühneres wurde gewagt, immer schärfer wurde gesprochen und immer sicherer baute der neue Witz mit eigenen Rhythmen. Die Abhängigkeit von Heineschen satirischen Strophensformen, die früher sehr groß war, ist gemacht sehr in den Hintergrund getreten. Bei Riecke spürt man sie noch auf mancher Seite, vereinzelt auch in Emanuels „Unkenrufen“ (Tribüne-Verlag, Berlin SW., 1 M.); am meisten rhythmische Selbständigkeit haben Rudolf Franz' „Politische Versfußtritte: Abrechnung“, die in den letzten Jahren für die sozialdemokratische Tagespresse Bedeutung erlangt haben (E. Wiegand, Verlag, Dortmund, 80 Pf.). Emanuel und Franz sind verwandte Satiriker: üppig wuchert in ihren Versen die Lust an der hahnenbüchsensten Verbtheit des Volksausdrucks; sie wollen die Sprache der Massen treffen, und das ist notwendig, wenn ihre Arbeit fruchten soll, daß sie ihre Begleitmusik zu den politischen Tagesereignissen in Buchform sammeln, rehschriftig der Kampf. Kräftige Satire ist ein gutes Erinnerungsmittel, und politische Erziehung ist zum Teil auch ein Abgewöhnen der schädlichen Vergeßlichkeit, die mit den erregenden Laifachen von gestern auch die empfangenen Lehren wieder einbüßen läßt.

Ein Buch Proletarierythm von sehr eigenem Gesichtsausdruck ist vor kurzem in Amerika erschienen: im Keltana-Verlag zu New York, William Street 200. „Stille und Sturm“ heißt das Buch, der Dichter Otto Sattler. Sein Buch ist deshalb so bemerkenswert, weil es die Stimmungen eines proletarischen Weltfahrers bezeugt. Etwas Ähnliches wurde bisher nicht veröffentlicht. Endlich hat sich einmal einer, den man einen Dichter nennen darf, in die Reihen dieser rastlos-umrubboll von Erdteil zu Erdteil getriebenen Proletarier verirrt. Sattler stammt aus einem kleinen Schwarzwalddorfe, und da droben ist die Sehnsucht in die Weite und vor allem auch der Mut, die Weite zu suchen, seit Generationen zu Hause. Das ist gerade der Wert des Sattlerschen Buches, daß es erkennen läßt, wie sich trotz starker heimatliebender Bodenständigkeit jene Sehnsucht unwiderstehlich geltend macht. Zwei, drei Lieder sind darin, so volksliedhaft empfunden, daß man meint, für sie müsse diese Verwurzelung mit dem heimischen Boden unbedingt vorausgesetzt werden. Diese Lieder sind zart und leise, aber der Wesenszug des Buches im ganzen ist ein kraftvolles Freuen an den großen, gewaltigen Erscheinungen der Natur. Sturm und Wolken, die Wüste, das Meer — sie geben seiner Leidenschaft die Möglichkeit, sich ganz zu lösen und zu sättigen. Wo so viel Sehnsucht wirkt, ist auch das Weib eine Macht, und hier symbolisiert sich in Frauengestalt das Ziel der ruhelos erfirebten Fernen, hier hilft, was die weibliche Nähe geben kann, gegen den proletarischen Weltsehmerz auf, den die Sklaverei an der Maschine ausbrechen läßt. Ein Gedicht zeichnet den Menschen, der einsam durch Nebelmächte schreitet, das Weib von Tausenden fühlend, da tritt auf der Gasse ein junges Weib ihm entgegen und wirft lachend die Arme um ihn. Aber das Weib ist diesem Dichter mehr als die Bringerin erotischen Sinnenglücks. Ihn berührt und bezwingt im Anschauen eine heilige Kraft, die sich in zarter Gebärde anfündigt und geheimnisvoll mächtig ist. Aber das Wesentliche bleibt durch das ganze Buch hin der festgesponnene, klar sichtbare Zusammenhang zwischen Außenwelt und innerer Bewegung. Man hat hier eine proletarische Seele, in der alle menschlichen Anlagen gesund-leimfähig vorhanden sind und ins Keimen geraten. Der Knabe wuchs vaterlos auf an der Hand einer schmerzgebeugten Mutter, die der Gatte in Notzeiten verließ, und als der junge Bursche wandernd in die Welt zog, kam ein Tag, wo ihn — vermutlich aus Lebensinbrunst, die überall auf die Schranken des Glends stieß — die Welt ekelte und wo er sterben wollte. Er ist aber doch stärker gewesen als die drei Kugeln, die er sich in die Brust jagte, und lebt heute als ein fast Vierzigjähriger im Welttreiben New Yorks. Sozialdemokrat ist er schon im Ausgang der achtziger Jahre gewesen. Von all diesen Merkmalen seines Lebens zeugt sein Buch, das als ein Ganzes geformt ist und gelesen werden muß; die Gedichte sind aufgereiht nach dem Erlebnisgedanken, daß einer, den die Sehnsucht aus den Heimatbergen in die Welt treibt, diese Welt durchfährt und in ihren Leiden und Freuden durchfühlt, und endlich, als ihn einmal die Sehnsucht heimgetrieben hat, zu erfahren, daß sein Platz nicht mehr in der engen Stille, sondern nur noch im lauten Ringen der Neuzeit sein kann, „das freie Menschenreich schafft“.

Für die rege stoffliche Lebendigkeit des Buches sind die vielen Heinen Gedichte wesentlich, die in vier Zeilen scharf umrissene Wirklichkeitsbilder geben. Eine von diesen Skizzen, die wie im Vorübergehen geschriebene lyrische Tagebuchvermerke amuten, lautet:

Ram wieder heim zu Mutters legtem Ruheort —
und konnt' ihn auf dem Friedhof nicht mehr finden —
Hier war er wo . . . Ein Mann jetzt mähte dort —
Sein Kind sah ich ein Kellentränklein binden.

Manches Gedicht Sattlers zeigt die Spuren eines Merkmals, das der proletarischen Lyrik sehr oft eigen ist: daß das Erleben zwar stark ist, aber noch nicht die Kunst, es in Form zu fassen. Viele Proletarierythmiker beherrichen die überkommenen Formen in glatter Sicherheit und sie lassen den Inhalt ihrer Gedichte von diesen Formen strecken und zwingen. In den letzten Jahren mehrte sich aber die Erkenntnis, daß Proletarierythmiker auch die Form ursprünglicher aus dem Inhalt herausdrängt. Ein Zeichen wachsender künstlerischer Kraft. In vielen Fällen spürt man geradezu das Werden. Die Form schließt noch nicht eng, ist noch nicht notwendig in jedem Falte. Aber sie sucht doch dieses Ziel. Das ist die Hauptfache. Die Form ist nicht bloß das äußere Gerüst eines Kunstwerkes. In keinem der hier besprochenen proletarischen Versbücher spürt man diesen Auftrieb aus vollem Erleben zu organisch eigener Form so stark wie in Julius' Bersafs „Ringen und Schwingen“ (Wilhelm Vorngräber, Berlin W., 1.50 M.).

Bersaf ist ein Arbeiterkind aus Kirnt an der Nahe; 1888 wurde er geboren, die Gärtnerernte erlernte er und früh ist er Arbeitsunvalide geworden. Die Folgen seines Unfalles lasten auf ihm: Arbeitsunsicherheit. Kurzeit lebt er in Düsseldorf. Sein Gedichtbuch ist im Rahmen der Arbeiterlyrik hoch einzuschätzen. Von der urwüchsigem Unvollkommenheit der Form, auch einem unzulänglichen Deutsch bisweilen, sind mancherlei Spuren darin. Aber man kommt darüber schnell hinweg, denn hier wächst Leben. Aus einer dichterisch geklauten Wirklichkeit quillt es voll heraus, immer als Teil einer Fülle, die sich nachquellend anfündigt. Eine proletarische Innenwelt der Seele tut sich auf, ein Märtyrertum voll Trost und Mut, bewegt von Ahnungen tiefer Wahrheiten und Schönheiten des Lebens, die manchmal aus dem ersten Verspüren hingeschrieben sind, ehe sie sich noch zu klarem Ausdruck formten. Dies Buch birgt wirklich die besten Proletarierythmiker Gedichte der jüngsten Zeit.

Die Jahre gehn um, wie die Jugend vertreibt,
Wir haben gedarbt und haben doch nichts.
Ich bin ein Prolet und du ein Prolet,
Wir bauen die Zukunft, sonst haben wir nichts.

Auf den ersten Vogen drängen sich Lieder der Gedrückten, der Zertretenen, „der Ausgebrauchten“, Lieder des Glücks, der mit feuerloher Wucht fesselsprengend hervorstößt. Man treibt in Ereignissen des proletarischen Alltags hin, der voll tragischer Schwere ist; man fühlt all die Tragik um sich her und auch die Gedanken, die im Gedränge aufsteigen, bei einzelnen, bei vielen, bei allen. Das Glend stellt den Dichter jäh vor die Frage: Was will das Leben? Und dann der Ausgang des Buches, das Auslodern voll ausstehenden Muts, die Sehnsucht nach Freude, das Wissen von ihr und ihrer Notwendigkeit. Bersaf hat ein inniges Verhältnis zu allem, was um ihn ist. Es ist seine Natur, daß er alles als ein Gleichnis nimmt, daß er es so erlebt. So dringt er in die Dinge ein und wirkt eindringlich zurück, weil er sein Fühlen anschaulich gibt. Aus dem Liede „Arbeit“ tönt echte Volkskunst:

Der Ambos singt, die Funken sprüh'n,
Der Schweiß tropft und ein Lied erklingt,
Vom lauernden Hammer sehnt es und singt,
So Stüd für Stüd
Und Rad und Kette.
Bald hab' ich den Pflug, den Pflug zum Glück,
Wenn ich nur noch die Pferde hätte!
Wer gibt mir Korn, wer gibt mir Brot?
Sag', Pflug, wer stillt meine Sehnsucht und Rot?
Mein Lied erschallt und tönt zurück.
Drauf, Hammer, sing ein neues Stüd!

Wie wölbt der Himmel hoch sein Haupt;
Die Scholle dampft, fern poltert ein Specht
Und hinterm Pfluge schreiet ein Knecht.
Ich schreite stumm
Und säe, säe —
Und wenn die Saat reift rings herum,
Ich schreite stumm und mähe, mähe.
Rings Leben und Blühen und dennoch Rot —
Ich pflüge und säe und doch kein Brot —
Die Pferde wiehern, die Lerche singt,
Und dennoch kein Ton, der Erösung kling. —

Franz Dieberich.

Kleines feuilleton.

Kulturgegeschichtliches.

Der fliegende Mensch von Babel. Schon im alten Babylon gab es eine Luftschiffahrt, allerdings nur in der Einbildungskraft des Menschen und danach in einer Verkörperung, die

sich auf die Sage und auf bildliche Darstellungen beschränkte. Die Deutsche Zeitschrift für Luftschiffahrt bringt in ihrem ersten Neujahrsheft die Wiedergabe eines sogenannten Siegelsteines aus Babylon, der unter vielen anderen in der Vorderasiatischen Abteilung des Berliner Museums enthalten ist. Die Fälschung eines Siegels war vor jenen Jahrtausenden in Babel eine viel gewöhnlichere Sache als heute, denn damals besaß eigentlich jeder einzelne Mensch sein eigenes Siegel, das auf Stein modelliert war, und zwar entweder in der Form eines kleinen Zylinders oder in der einer runden Platte. Die kleinen Steinzylinder enthielten die Sculpturen auf der Mantelfläche, sodas sie durch Rollen des Zylinders über die weiche Masse, die zum Siegeln benutzt wurde, in beliebiger Wiederholung zum Abdruck gebracht werden konnten. Ein solches Negativ in Ton ist auch dieses Stück des Berliner Museums. Sein Alter ist auf rund 4000 Jahre zu veranschlagen. An der bildlichen Darstellung läßt sich erkennen, daß sie eine Episode aus der sogenannten Etanahsage vorführt, deren Inhalt aus keilschriftlichen Urkunden wohl bekannt ist. Darin findet sich nun eine fliegende menschliche Gestalt abgebildet, freilich auf einer lebendigen Flugmaschine, nämlich auf einem Adler. Zu beiden Seiten der Figur erscheinen Sonne und Mond. Auch das Publikum fehlt bei dieser Schaustellung nicht und wird von einem Mann vertreten, der in augenscheinlicher Verwunderung die Hände über dem Kopf zusammenschlägt. Die Realität der Darstellung wird noch dadurch erhöht, daß zu dem Aufstiegen ein paar Hunde hinaufbesen. Merkwürdig ist es, wie eingehend sich die Phantasie der alten Babylonier mit dem Wesen des Fluges beschäftigt haben muß, da auf diesem Bilde ferner angedeutet wird, welche Ueberflucht der Fliegende über die Erde und ihre Bewohner erhält.

Psychologisches.

Die Zuverlässigkeit der Zeugenaussagen. Jeder mit der üblichen Praxis unserer Gerichte einigermaßen Vertraute weiß, wie leblos und schematisch hier mit den Zeugenaussagen verfahren wird. Die Aussagen der vereidigten Zeugen werden gegeneinander entweder wie Zucker und Zimt abgewogen oder eine besondere Kategorie von Zeugen (meistens sind es Polizisten) wird als eine über jeden Irrtum erhabene ausgewählt, um einen festen Maßstab für die Glaubwürdigkeit aller übrigen Zeugen abzugeben. Unseren gelehrten Richtern, die meistens keine realistische, sondern eine rein scholastische Bildung genossen haben, fällt es nicht im Traume ein, sich um die Ergebnisse der exakten psychologischen Forschung zu kümmern. Diese Forschung hat aber in den letzten Jahren einen besonderen Zweig der Psychologie geschaffen, die sog. Psychologie der Aussage, deren Hauptaufgabe zu folgender Fragestellung verdrängt werden kann: „Wie verhalten sich unsere Angaben, die wir über verschiedene Tatsachen unter verschiedenen Umständen machen, zu den Tatsachen selbst?“ Wie wir sehen, handelt es sich um die erweiterte Fassung desselben Problems, worüber auf dem Wege der Rechtsprechung unsere Gerichte zu entscheiden haben. Die Psychologie der Aussage faßt dieses Problem vom sicheren Ende an. Nicht der Tatbestand soll hier aus den Aussagen ermittelt werden, sondern umgekehrt: die Aussagen werden an dem schon im voraus feststehenden Tatbestande geprüft und ihre Abweichungen von ihm in allen Teilen ziffernmäßig festgestellt und verarbeitet.

Ein besonders wichtiger Versuch dieser Art wurde Ende des Jahres 1908 in München unternommen. Hier handelte es sich um ca. 20 000 Antworten, die von Personen verschiedenen Geschlechts, Alters und Berufs über eine höchst einfache Frage erteilt wurden. Alle Prüflinge hatten nämlich die sogenannten „Signalementsangaben“ (Körpergröße, Alter, Haarfarbe und Gesichtsförm) über eine von ihnen drüßlich gesehene Person zu machen, wobei die Dauer der Beobachtungszeit 4 Minuten betrug und die Beobachter im voraus nicht wußten, daß sie später die Zeugenaussagen zu machen hätten. Diese enge Anlehnung ans praktische Leben sowie die Massenhaftigkeit des Materials, die die Wirkung der Zufälligkeit so gut wie ausschließt, lassen es als wünschenswert erscheinen, die Ergebnisse dieses Massenversuchs, die vor kurzem in einer Bearbeitung von R. Heindl im H. Groß Archiv erschienen sind, unserem Leserkreise zugänglich zu machen.

Die Kinder haben sich, trotz ihrer erstaunlichen Beobachtungsgabe, als die schlechtesten Zeugen erwiesen. Sie überschätzten, sowohl aus Respekt vor Erwachsenen, deren Körpergröße sowie deren Alter durchschnittlich um 12 Zentimeter resp. 8,2 Jahre. Dabei ist es beachtenswert, daß diese Ueberschätzungstendenz besonders dem stärkeren Geschlechte zugute kam (18,4 Zentimeter, 10,8 Jahre), während die Frauen, vor denen das Kind bedeutend weniger heilige Scheu empfindet, viel richtiger eingeschätzt wurden. Mit dem Altersfortschritt verbessern sich die Kinderschätzungen, wobei die Mädchen vor den Knaben immer einen bedeutenden Vorsprung haben.

Mit dem Ueberschreiten des 14. Jahres beginnt für die Mädchen eine Periode des üppigen Phantasielbens, während die Knaben, bei denen die Pubertät viel später eintritt, noch den objektiven Blick für die Wirklichkeit behalten. Dementsprechend erweisen sich die Knaben im Alter von 14 bis 17 Jahren als weit zuverlässigere Zeugen als die Mädchen. Ziffernmäßig äußert sich diese Ueberlegenheit im Fehlerdurchschnitt für die Knaben — 6,2

Zentimeter und 8,6 Jahre, für die Mädchen dagegen — 10,0 Zentimeter und 6,4 Jahre.

Die Ungleichheit der Leistungen des männlichen und weiblichen Geschlechts bleibt auch für die Erwachsenen bestehen. Während aber die Kinder bei der Größenschätzung immer zu hoch greifen, begehen die Erwachsenen den gerade entgegengesetzten Fehler. Sie schätzen durchweg zu niedrig, wobei die Frauen (woblgemerkt: es wurden nur die Frauen gebildeter Stände geprüft) viel schlechter als die Männer abschneiden (9,6 und 4,1 Zentimeter). Bei der Altersschätzung erweisen sich die Frauen zuverlässiger als die Männer in solchen Fällen, wo es sich um die rasche Auffassung eines flüchtigen Eindrucks handelt.

Welchen Einfluß übt nun der Beruf auf die Zuverlässigkeit der Zeugenaussage? Diese hochwichtige Frage ist im vorliegenden Versuch leider nicht mit nötiger Ausführlichkeit behandelt. Aber auch schon das, was darüber zutage gefördert ist, läßt keinen Zweifel aufkommen, daß die akademisch Gebildeten bei solchen Aussagen unzuverlässigere Zeugen sind, als die Bauern und städtischen Arbeiter. Besonders schlecht sieht es mit den Altersschätzungen der Gebildeten; der Irrtum ist zweimal so groß wie bei den städtischen Handwerkern und Gewerbetreibenden. Die Leistungen in den Größenschätzungen geben ein etwas ungleichartigeres Bild. Die Philosophen und Philologen aber stehen bei dieser Art Schätzung am tiefsten; von ihnen stammen die sinnlosesten Angaben, die man versucht ist für einen Ill zu halten. So haben z. B. einige von dieser Menschensorte die Körpergröße einer erwachsenen Person auf 130, 125, sogar auf 115 Zentimeter geschätzt.

Die Gesichtsformschätzung ist bei allen Erwachsenen aller Berufe gleich schlecht ausgefallen; eine leicht erklärliche Ausnahme machen nur die Mediziner. Einzig in der Haarfarbenschätzung stehen die Gebildeten höher als Handwerker und Bauern; ihre Leistungen sind beinahe doppelt so gut. Uebrigens ist es sehr zu bedauern, daß dieser Versuch, wie es scheint, das Polizeipersonal vollständig außer acht gelassen hat. Vielleicht wäre auch in dieser Hinsicht manche Ueerraschung zutage getreten. . . .

Wir wollen das interessante Thema nicht verlassen, ohne auf eine pädagogische Ueerraschung hingewiesen zu haben. Die Musterknaben und Mustermädchen unserer Schulen haben fast durchweg die schlechtesten Leistungen aufzuweisen, während umgekehrt die schlechtesten Schüler meist ausschließlich die besten Angaben geliefert haben. Das wäre für die verständigen Lehrer ein Wink, zwischen theoretischer und praktischer Intelligenz wohl zu unterscheiden und nicht, wie es meist geschieht, die Kinder mit den total verschiedenen Anlagen über einen theoretischen Leisten zu schlagen.

Aus dem Pflanzenleben.

Pflanzen, die nur einmal blühen. Außer den Pflanzen, deren ganzer Lebenslauf innerhalb eines Jahres oder gar eines Sommers sich abspielt, gibt es Gewächse, die nur einmal blühen und Frucht tragen, obgleich sie ein mehr oder weniger hohes Alter erreichen. Ein berühmtes Beispiel einer solchen Pflanze ist der Bambus. Man kann weit gereist sein und unabhägige Bambushaine in verschiedenen Weltgegenden gesehen haben, ohne nur einmal einer Blüte des Strauches begegnet zu sein. Nicht weniger wunderbar verhält sich in dieser Hinsicht die Agave, eines der nützlichsten Gewächse der Erde. Die Agaven werden gewöhnlich als amerikanische Aloe bezeichnet, ein Name, der durchaus falsch ist, da es in Amerika überhaupt keine echte Aloe gibt. Sie kommen vielmehr fast ausschließlich in Südafrika vor. Beide Gewächse gehören auch ganz verschiedenen Familien an, nämlich die Aloe den Liliaceen, die Agave der Familie der Amarillid. Auch sonst sind mit den Agaven ganz irrtige Vorstellungen verbunden, namentlich die, daß sie hundert Jahre alt werden, dann erst blühen und danach sterben. Zuweilen wird die Agave deshalb auch Hundertjahrpflanze genannt. Die Wahrheit ist, daß eben auch die Agave nur einmal in ihrem Leben blüht, aber in sehr verschiedenem Alter, dessen Eintritt von mannigfachen Umständen abhängig ist.

Die amerikanische Agave ist bekanntlich durch äußerst dicke Blätter ausgezeichnet, die eine Länge bis zu zwei Metern erreichen. Sie sind an den Rändern mit scharfen Stacheln besetzt und laufen in ebenso scharfe starre Spigen aus, denen der Name Adamsnadeln gegeben worden ist. Wurzeln und Blätter enthalten Fasern, die sich vorzüglich zur Verfertigung von Stoffen eignen. In unseren Gegenden wird die Pflanze nur zu Schmuckzwecken gezogen, und man findet sie besonders häufig in großen Töpfen oder Kästen als Verzierung von Terrassen in Gärten und Parks. Die überaus feltene Blüte ist übrigens recht unansehnlich, von einer grünlichgelben, feltener ganz gelben, kaum jemals wirklich goldgelben Farbe. Haben sich die Blütenstiele einmal zu bilden begonnen, so wachsen sie mit erstaunlicher Schnelligkeit bis zu einer Höhe von viereinhalb oder sogar sechs Metern. Wie selten die Blüte zu beobachten ist, geht daraus hervor, daß in London, wo es doch gewiß viele Agaven gibt, eine Blüte seit dem Jahre 1902 bis jetzt nur zweimal beobachtet werden konnte. In Südfrankreich sollen blühende Agaven eine etwas häufigere Erscheinung sein.